

# Erzgebirgische Heimatblätter



Illustrierter Heimatbote für unsere Erzgebirgler in Heimat und Fremde

Erscheint an jedem Wochenende und kostet 10 S. einschließlich Zutragegebühr.

Nr. 34 — Sonntag, den 23. August 1942.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Marbod's Heereszug

Erzgebirgische Geschichtserzählung  
aus urgermanischer Zeit  
von Walter Schulze-Trenzinger.

Wuchtig und kraftvoll stand erzgebirgische Welt. Berge und Gipfel schoben sich wie Riesen empor. Einsam und still war es in der großmächtigen Natur. Stolz und schweigend ragten die Bäume. Ewig leuchtete die massige Erde der Berge. — — —

Von Süden her drang metallischer Klang. Das Auerstierhorn germanischer Krieger erklang. Wuchtig und stark.

Markomannen waren im Anmarsch. Groß war ihr Heer. Aber gewaltig der Herr, der Führer!

König Marbod! Der war wunderbar und stolz aus juebischem Geschlecht hervorgetreten. Er war auch der Mann, der im Vaterland der Germanen zuerst ein stehendes Heer gründete. Die Römer beneideten sein Meisterstück.

Stolz und mächtig rechte sich der Gewaltige im Sattel seines Rosses. Schwert und Schild klirrten. Der aschgraue Langbart wehte. Kühn und trotzig blickten die Augen des Herrschers über Wald und Berg. Dann faßte er an das Schwert und sprach:

„Das ganze Land will ich verteidigen. Arminius, der Cheruster und Römersieger im Teutoburger Wald, zieht mit großem Heer gegen mich heran. Schon haben meine Leute sein Herankommen gemeldet. Nicht weit mehr von hier kommt es zur Schlacht! Er oder ich! Das Schwert wird entscheiden! Nur der Starke wird herrschen. Alles Schwache wird stürzen. Das ist nun so einmal ein Gesetz der Natur. Auch die Politik erfüllt sich darin!“

Noch einmal rechte sich Marbod hochgewaltig auf. Wie ein Wodan sah er aus. Seine Mannen vergötterten ihn. Er aber rief jetzt:

„Gegen Armin! Cheruskia soll fallen — lachen und freuen sich auch die Fremden über uns, daß wir wieder einmal über uns herfallen, Marbod befiehlt sein Heer vorwärts. Und das mit ganzer Kraft — zur Schlacht!“

Groß und stark war Marbods Heer. Mächtiges Waffengeräusch erfüllte das Land des Erzgebirges.

Stolz und frei zog das Heer dahin. Nordwärts. Groß und stark wie leidenschaftlich erregt fühlte sich Marbod in der Begierde zum Kampf. Cheruskia entgegen! Der große Gegenspieler zog von der Weser und Elbe heran. Als Armin die Gebirgskette, fern noch am Horizont erblickte, meinte er: „Von dort her zieht Marbod heran — er ist ein großer Mann. Es wird einen schweren Kampf geben!“

Ja, Marbod wollte seinen Ruhm mehren. Die ganze Welt und vor allen Dingen die Römer erwarteten mit größter Aufmerksamkeit das Schlachtenwetter am Fuße des Erzgebirges.

Wohlgeordnet und in großer Zucht führte der große König die Masse seines Heeres über das Gebirge. Gewaltig dräute Armins Schwert dagegen.



Zum 52. Geburtstag des schlesischen Dichters Georg Schäfer, Jöhstadt, Salzermühle. — Der Dichter und die Dichterin stehen vor dem „Klingenden Haus“. — Es ging von ihnen manches Wort schon in die Welt hinaus. — Gib herrgott du, den Beiden doch aus ihrer Seele manches Wort, damit es ihrer Heimat dort noch weiter künde fort und fort. — Unser Bild zeigt den unseren Lesern aus wiederholtem Abdruck von Artikeln und Bildern in unsere „Eh.“ bestens bekannten schles. Dichter Georg Schäfer aus Jöhstadt, Salzermühle, dem wir zugleich am 22. August zu seinem 52. Geburtstag unsere herzlichsten Glückwünsche bringen. Neben ihm zeigt das Bild die erzgebirgische Heimatdichterin Culfje Pinc aus Sahunz, die unseren Lesern ebenfalls aus zahlreichen Abdrucken bestens bekannt ist.

Irgendwo sollte es zur Schlacht kommen! Und die kam elementar und groß.

Im Lande des erzgebirgischen Reiches schlugen sich Marbods und Armins Heere. Armin, an der Spitze seiner Krieger, warf sich Marbods Heer entgegen. Ungestim und machtvoll. Marbod schleuderte den Langspeer gegen den Teutoburger Waldrecken. Die Schlacht entbrannte — heftig wurde gekämpft. Große germanische Stämme opferten gegeneinander ihr Blut, ihr Leben. Das Blut floß. Brukerer, Cheruster, Markomannen, Hermunduren, Narisker, Quaden — sie schwangen das Bruderschwert. Doch wurde keiner in dieser Bruderschlacht Sieger und Herr. Unentschieden blieb der Kampf germanischer Naturen.

Da verließen die Heere die schreckliche Kampfstätte.

Ueber Blut, Tod und Bruderkampf ragte erzgebirgische Welt. Die dunklen Wälder lugten schwarz und ernst auf die germanische Tragödie.

Armin führte sein Restheer der nordischen Heimat zu. Marbod zog ebenfalls unbefiegt und doch auch durch Schlacht und Tod gedemütigt in sein Reich zurück. Das war das heutige Böhmen. Zwischen zwei Wel-

ten wuchtete stark und breit gelagert, ganz so wie ein stählerner Recke: das Erzgebirge. Urhaft hineinblickend in Zeit und Werden der Geschichte der Menschheit, steht es auch heute noch so da, ganz so wie in der Zeit Armins und Marbods vor beinahe 2000

Jahren. Uns aber bleibt der Geist der Zeit. Das Große lebt ewig in geschichtlicher Tat. Heimat hat Anteil am Werk der Geschichte. Ewig lebt daher auch ihr Sein!

## Weit ist der Weg zum Glück

Roman aus den Bergen von Hans Ernst

Urheber-Rechtsschutz: Deutscher Roman-Verlag  
vorm. G. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz).

(23. Fortsetzung und Schluß.)

„Mann könnte ja auch Tage rechnen oder Monate. Warum denn immer gleich Jahre?“ fragt Franz.

„Wie lang möchtest du denn warten?“ fragt sie ihn.

„Am liebsten gar nimmer.“

„So lieb hast du mich?“

„Muß ich dir denn immer wieder sagen?“

Sie schüttelt lächelnd den Kopf. „Ich glaub dir ja, daß du mich lieb hast. So — wie ich um dich vergehen könnte. Du glaubst ja garnicht, wie lange der Winter war.“ Sie nimmt ihn fest um den Hals und flüstert ihm ins Ohr: „Ich möchte nicht nochmal einen langen Winter so allein sein, so ohne dich, Franzl.“

Plötzlich fahren sie auseinander. In das Schweigen ringsum fällt plötzlich eine frohe, kraftvolle Männerstimme. Ein Lied, das Franz oft und oft mitgesungen hat, wenn sie heimmarschieren vom Schießplatz oder Uebung.

In des Gartens dunkler Laube  
Abends spät beim Mondenschein,  
Saß ein Jäger bei seiner Lona,  
Bei der Lona ganz allein...

Liebe Lona — laß das Weinen  
Lona laß das Weinen sein.  
Uebers Jahr mein Schatz —  
ja wenn die Rosen blühen,  
werd ich wieder bei dir sein...

Nun geht das Lied in die dritte Strophe über. Ueber dem Waldsaum erscheint ein Bursche und kommt nun den Weg herunter. Mit dem leichten, wiegenden Schritt der Jugend kommt er daher, das Hütl mit der Reihfeder fest aufs linke Ohr gedrückt, die langgestielte Art des Holzknechtes über der Achsel.

Es ist der Bächle-Sebastian, der ehemalige Senner auf der Hochreiter-Alm. Nach seinem Militärdienst hat er sich selbständig gemacht und ist Holzfäller geworden. Dieser einst so tollpatschige Kerl, mit dem jeder seinen Spott trieb, hat sich beim Militär zu einem schneidigen Mannsbild entwickelt. Das letzte halbe Jahr hat er Dienst bei der Truppe gemacht und da haben sich seine Glieder gereckt und gestreckt. Er strotzt nur so von Lebenskraft und seine Fäuste haben schon manchem das Ducken gelehrt, der ihn in Erinnerung der früheren Zeit aufziehen und hänseln wollte. Als er die beiden gewahrt, verstummt er mitten in der Strophe. Und als er den Franz erkennt, geht ein behagliches Lächeln über sein Gesicht.

„Jefas, der Franzl. Jetzt hätt ich dich bald net kennt.“ Ein scheuer Blick auf Gisela. „Woaus denn heut noch?“

„Ein bissl auf den Glasberg. Und du? Hast du jetzt erst Feierabend g'macht? Du kriegst ja bald gar nimmer g'nug, Wastl.“

„Brauchts schon, braucht schon. Weißt, mei; Lisl mag nimmer z' lang warten. Im Herbst werd g'heirat und zum Heiraten g'hört —“, er macht mit Daumen und Zeigefinger eine geldzählende Geste, „also servus, Franzl, laßt's enk net aufhalten.“ Er zieht vor Gisela sein spektiges Hütl und verschwindet in der Talfenkung. Nach einer Weile hört man aus der Tiefe herauf die vierte und fünfte Strophe des Liedes von jenem Jäger, der seine Lona bei der Heimkehr nimmer fand.

Der Glasberg ist nur ein Grasbüchel, auf dem eine Bank

steht, von der aus man weit in das Land hinaus schauen kann. Rechts davon türmen sich die steilen Berge auf und links schaut man über das gezackte Wipfelmeer der Bäume zum Dorf hinunter. Die Bäume stehen schon schwarz im matten Tageslicht. Nur auf den Bergspitzen ist noch ein heller Schein. Bald erlischt auch der und der Wind weht schärfer aus den Wänden.

Die beiden auf der Bank rücken noch enger zusammen. Es ist eine schöne und große Stunde, in der sich weit ihre Herzen geöffnet haben, so daß eins dem andern hineinsieht bis in den letzten Winkel. Jedes ihrer Worte ist wie ein Schlüssel, mit dem sie Unbekanntes und lang Ersehntes öffnen. Es ist merkwürdig, herrlich beinahe, welche hohe und schöne Sprache die Liebe findet. Jedes Wort, so einfach es klingt, ist wie ein Zauberwort, das sie unlösbar aneinanderbindet, das in ihren Seelen klingt und tönende Kraft hat, weil es seinen tiefen Sinn durch die Liebe erhält.

Ein später Falter flattert auf ihr Haar und schmückt sie. Franz beugt sich tiefer. Der Falter bleibt ruhig sitzen wie auf einer Insel des Friedens. Er bleibt auch sitzen, als er sie küßt. Auch als sie die Arme von neuem um ihn schlingt.

Dann heben plötzlich die Abendglocken an. Zuerst die von Arlberg, gleich darauf fallen die von Riebing ein und dann die von Bruck. Droben, bei den schattendunklen Wänden, vereinigen sich die verschiedenen Akkorde zu einem mächtigen Klang, der sich rauschend in die Echogründe des Waldes stürzt.

Ganz still sitzen sie und hören auf das klingende Wunder in den Lüften. Still lächeln sie einander an und sehen in ihren Augen einen goldenen Strahl. Ganz leise bettelt sie: „Sag mir noch einmal, wie lieb du mich hast!“

Der erste Stern flackert nun schon ganz hell. Und immer mehr werden es. Tausend und abertausend weißer Sternblüten duften nun schon im warmen Wind. Wie die Ruppel eines Domes wölbt sich der Himmel über

den beiden Menschen, die ganz schweigend und demütig, mit gefalteten Händen im Schoße der Nacht sitzen und kein Wort mehr finden vor dem großen Schöpfungswunder der Bergnacht.

Aber sie wissen es; es gibt nichts mehr für sie auf der Welt, das nicht schön und groß wäre für ihre liebestrunknen Augen. Ob es nun ein Morgen ist oder der Tag selbst in seinem Sonnenglanz oder das Geheimnisvolle der Dämmerung oder die sterndurchwirkte Nacht mit ihrer feierlichen Stille, alles ist schön und freudvoll für sie, weil sie lieben. Es gibt nichts Häßliches mehr für sie, denn in allem, was sie sehen und erschließen, liegt der Funke des Schöpferwillens, den nur Liebende erkennen und sehen.

Und als Franz nun die Frage stellt, ob sie sich denn wohl fühlen wird in seinen kleinen Verhältnissen, antwortet Gisela ohne sich lange zu besinnen:

„Liebe kann alles, mein Junge. Wo sie verzichtet, gewinnt sie auf der anderen Seite wieder hundertfach, weil alles, was aus Liebe geschieht, von einem Leuchten überstrahlt ist. Hast du denn das damals nicht gefühlt bei dem Mädchen?“

„Beronika, meinst du?“ Sein Blick geht zum hohen Bank hin-

über. „Ich habe Veronika geliebt, aber es war alles ganz anders. Heute weiß ich, daß sie nicht der andere Teil meiner Seele war. Sie war ganz anders — war nicht du...“

Noch während sie sprechen, geschieht etwas sehr merkwürdiges. Ein Geruch ist plötzlich da, ein Geruch, der unbestimmt in der Luft hängt.

Vom Kirchturm schlägt es halbes Uhr heraus. Ein Licht nach dem andern ist drunten im Dorf schon erloschen. Die beiden denken nun auch ans Heimgehen.

„Merkst du nichts?“ fragt Franz und richtet sich etwas auf. „Doch, es ist so ein merkwürdiger Geruch da. Rauch, nicht wahr?“

Im selben Augenblick springt drunten aus einem Hof eine funkensprühende Feuergarbe in den nächtlichen Himmel.

„Das ist auf dem Hochreiterhof“, schreit Franz und faßt Gisela beim Handgelenk. Schon rennen sie den Wald hinunter und sind die ersten, die bei dem Brandherd ankommen. Alles ist dort noch still, nur aus dem Stall kommt ein dumpfes Brüllen und Klirren der Ketten.

Die Menschen des Hofes liegen im ersten, tiefen Schlaf und haben keine Ahnung, daß Stall und Stadel schon in hellen Flammen stehen. Franz Achleitner springt an eines der Fenster und schlägt an die Scheiben. Dann sprengt er die Stalltür auf, löst in fieberhafter Hast die Ketten des unruhig gewordenen Viehes. Und fühlt beglückt die Nähe des Mädchens Gisela, die ihm rasch und sicher behilflich ist.

Jetzt kommen auch die übrigen Hausbewohner. Einen Augenblick stußt der Hochreiter, als er den Jäger und das fremde Mädchen bei der Arbeit sieht. Aber es wird kein Wort gesprochen, sondern in fieberhafter Eile das Vieh ins Freie getrieben. Nun beginnt drunten im Kirchturm die Feuerglocke zu klirren. Und obwohl nun alles sehr rasch und exakt geht, die Feuerwehr von Arlberg, sowie die der umliegenden Orte sehr schnell am Platze ist, kann es doch nicht mehr verhindert werden, daß das Feuer auch bereits auf das Wohnhaus übergegriffen hat. Der ganze Dachstuhl ist schon unwirbelt von den Flammen. Der ausströmende Rauch zeigt schon die rote Färbung, die vom Feuer im Innern herrührt.

Plötzlich ein gellender Schrei. Die Hochreiterin hat ihn ausgestoßen, und dann rennen auch der Bauer und der Sepp mit verstörtem Gesicht an Franz Achleitner vorbei. Und wieder schreit die Bäuerin angstvoll nach Veronika. In dem Wirrwarr hat niemand darauf geachtet, daß das Mädchen abgeht. Schon kann niemand mehr ins Haus, um den Hausrat zu bergen. Soeben kommt die Seffi noch mit einem Arm voll heraus, taumelnd und hustend, das Kleid zerrissen, das Haar zerzaust, klatschnaß am ganzen Körper von den stürzenden Wassern der Feuerspritzen.

Franz Achleitner hat gehört, daß Veronika noch im brennenden Haus sein muß. Er wirft einen Blick auf seinen Vater, der inzwischen auch eingetroffen und kräftig mitangegriffen hat. Er schaut das Mädchen Gisela an. Sein Mund zuckt ein wenig. „Man kann sie nicht verbrennen lassen“, sagt Gisela.

Der Förster schaut seinen Sohn fest an. „Es wird schwer sein, noch hineinzukommen, Franzl. Ich weiß, was du willst.“ „Schwer schon, aber net unmöglich. Man müßt es versuchen, ehe es zu spät ist.“

Die Bäuerin schreit wieder nach ihrem Kind. Durch Mart und Bein geht allen der Schrei. Dazwischen klagt sie, wie es denn möglich sein könnte, daß das Feuer ausgekommen.

Der Feuerwehrhauptmann läßt das Signal geben: „Alles zurück.“

Franz sieht den Hochreiter, wie er mit starren Augen und verzerrtem Gesicht nach einer Möglichkeit späht, noch ins Haus zu gelangen. Da redt sich Franz, spricht mit seinem Vater ein paar kurze, leise Worte, reicht Gisela die Hand und stürzt sich, den Arm vor Augen und Mund pressend, an den Männern vorbei ins Haus.

Der Feuerwehrkommandant schreit: „Wer ist denn das? Der ist ja verrückt!“

Doch da ertönt schon die Stimme des Försters alle andern. „Alle Betten und Kissen, Stroh und alles was zu haben ist, hierher.“

Man versteht ihn nicht gleich. Aber da packt das Mädchen

Gisela schon an. Mit ihr die Seffi und der Hochreiter. Und dann begreifen es alle, was geschehen soll. Bange Minuten vergehen. Bleich und mit fest zusammengebißnen Lippen beobachtet der Förster alle Fensterstöcke, aus denen dichte Rauchwolken herausströmen. Plötzlich neigt sich ein Körper über eine Fensterbrüstung heraus. Einen Augenblick reißt der Wind den Rauch zur Seite und man kann sehen, daß da oben sich einer müht, mit einer Last auf den Armen, über die Brüstung zu kommen. Nun steht er geduckt auf dem Fenstersims.

„Spring, Franzl!“ schreit Achleitner. Da springt er auf die aufeinandergestapelten Betten, die über ihm und seiner Last zusammenschlagen.

Noch ehe jemand zugreifen kann, erhebt sich Franz taumelnd und streckt wie ein Blinder die Hände, so brennen und beißen ihn die Augen. Da fühlt er schon, daß jemand seine Hände faßt, daß ihn jemand abseits führt von Lärm, Feuer und Rauch. Er hört die ruhige, klare Stimme seines Vaters und spürt die weichen, linden Hände des Mädchens Gisela. Und dann wird das Brennen in seinen Augen leichter. „Du darfst nicht reiben, Franz“, sagt Gisela. Und dann kann er die Augen aufschlagen und er sieht in das lächelnde Antlitz seines Mädchens. Aber er weiß immer noch nicht, was mit Veronika ist.

Er hat sie gefunden in ihrem Bett, leblos und ohne Atem. Der Rauch muß das Bewußtsein von ihr genommen haben. Aber ihr Herz hörte er klopfen und darum riß er den Rest seiner Kraft zusammen und brachte sie herunter ins Freie. Ein Arzt bemüht sich bereits um sie, bringt sie wieder zu sich selber, sieht sich aber gezwungen, sie wegen Rauchvergiftung ins Krankenhaus schaffen zu lassen. Es ist nun nicht mehr viel zu tun an der Brandstätte. Das Feuer ist auf seinen Herd beschränkt und sinkt merklich zusammen. Nachdem sich die erste Aufregung nun gelegt hat, taucht das Her und Hin der Brandursache auf. Ein Glück, daß es sogleich bemerkt wurde, denn sonst wäre unweigerlich das gesamte Vieh ein Raub der Flammen geworden.

„Wer hat es denn zuerst bemerkt?!“ fragt der Bürgermeister den Hochreiter.

Und da wird es nun bekannt, daß Franz Achleitner und ein fremdes Mädchen die Hausbewohner erst wecken mußten, und daß diese beiden das halbe Vieh schon aus dem Stall hatten, bis sie selbst zum Eingreifen kamen.

Ein fremdes Mädchen? So? Ja, man hatte die beiden am Abend durch das Dorf gehen sehen. Es soll seine Braut sein. Die Försterin habe es der Frau Lehrer erzählt und die hat es wieder zum Kramer getragen.

Das hört Veronika, als man sie auf einer Bahre in das Krankenauto hebt und fortfährt. Sie erfährt auch noch, daß er sie gerettet hat aus sicherem Tode. Und nun weint sie lautlos in die Kissen hinein. Wahrscheinlich fühlt sie, daß sie viel gutzumachen und abzuhütten hat.

Als aber der Hochreiter und der Bürgermeister den Förster und die Seinen suchen wollen, gehen die drei schon den Berg hinunter. Es will schon Tag werden. Im Osten verblaffen die Sterne und über den Himmel zieht sich ein heller, freundlicher Schein. Er kündigt einen schönen Sonntag an.

Als sie bei den ersten Häusern ankommen, sehen sie einen Menschen querfeldein daherkommen. Es ist der Schmied, der seine Magdalena überall sucht.

Ein paar Tage später weiß man es, da weiß man auch, wer den Brand gelegt hat auf dem Hochreiterhof, denn bei den Aufräumarbeiten findet man die verkohlte Leiche der Magdalena unter Balken und Trümmern.

Am Sonntagnachmittag sitzen Försters im Gartenhäusel und trinken Kaffee, als auf dem Gartenweg ein schwerer Schritt zu hören ist.

„Wer kommt denn jetzt?“ fragt die Försterin.

Im selben Augenblick biegen die zwei Männer schon um das Hauseck. Es sind der Hochreiter und sein Sohn Sepp. Achleitner und Franzl erheben sich und gehen den Ankommenden ein paar Schritte entgegen.

„Was verschafft mir die Ehre?“ fragt der Förster.

Die andern beiden stehen ein wenig verlegen. Man merkt ihnen die Aufregung und die Strapazen der vergangenen



Auflösung des Negativ-Begierbildes aus voriger Nummer.

Nacht deutlich an. Das Gesicht des Alten scheint um Jahre gealtert. Endlich sagt Sepp: „Wir sind kommen, um unsere Dank-sagung zu machen. Wer weiß, wie alles kommen wär, wenn der Franzl — er wirft einen Blick auf Gisela — „und das Fräulein net gewesen wär.“

Franz macht eine abwehrende Geste mit der Hand.

„Das hätt jeder andere an meiner Stelle auch getan.“

„Ich glaubs net“, sagt jetzt der Alte. „Es hat keiner mehr neinwolln ins brennende Haus. Dös vergiß ich dir nie, Franzl. Trotzdem du hast wissen müssen, wie wir auf dich zu sprechen waren, hast du dich keine Minut'n b'sonnen und hast mehr getan, was man einem Menschen zu muten dürft. Wie ich dös g'sehn hab, da is mir alles wieder eing'falln, was ich euch schon für Sorgen g'macht hab. Mein Haß is mir eing'falln und alles, was ich Unrechtes tan hab.“

„Hochreiter, von dem spricht jetzt net“, unterbricht ihn Achleitner. „Wir wollen auch keinen Dank. Aber es freut mich, wenn du einsehst, daß du und der Sepp Unrechtes getan habt im Revier. Und wenn ihr einsehst, daß wir net anders handeln haben können und dürfen und daß wir fernernhin als Forstbeamte dem Staat gegenüber genau so unsere Pflicht zu erfüllen haben, wie wir das als Selbstverständlichkeit betrachten, daß wir dir gestern helfen mußten, so gut es geht.“

Der Hochreiter steht eine Weile mit gesenkten Kopf. Sepp dreht verlegen an seinem Hut herum, bis der Alte mit einem Ruck die Augen hebt und den Förster anschaut:

„Wirft mirs net glauben, wenn ich dir sag, daß ich und mein Sepp keinen unrechten Schritt mehr ins Revier machen.“

„Hochreiter“, stammelt Franz, „wenn das wahr wär, die ganze Dankeschuld, die du mir gegenüber zu haben glaubst, wär abgetragen.“

„Ich mein es ehrlich, ihr derst mirs glauben. Da is meine Hand!“

Der Oberförster Achleitner richtet seine scharfen Augen zuerst auf den alten, dann auf den jungen Hochreiter. Dann nickt er und schlägt in die dargebotene Hand ein.

„Ich glaub euch.“

Zuerst umklammern die zwei Alten ihre Hände, dann legen sich die der zwei Jungen dazu und zum Schluß legt sich noch eine schmalgliedrige, weiße Mädchenhand auf die vier braunen Männerhäute. Die Hand Gisela Heydenreichs. Irgendwie fühlt das Mädchen sich verbunden mit diesen Männern hier. Es ist wie ein feierliches Gelöbniß, das diese Fünf an diesem Sommer-sonntag beschließen, wie einst der Schwur auf dem Rütli vor grauen Zeiten. Endlich kommt nun auch die Försterin zu Worte und es ist erschreckend viel, was sie alles wissen will. Wo denn die Hochreiterischen jetzt ein Unterkommen hätten, bis der Hof wieder neu ersteht. Zwei Kammern könnte sie schon zur Verfügung stellen. Der Hochreiter versichert, daß sie alle, einschließlich der Ehehalten in dem geräumigen Zuhaus Platz finden würden. Das Vieh wäre ohnedies am Montag auf die Alm getrieben worden. So geschehe dies eben heute schon. Und für Veronika wird nun die Schwiegertochter inzwischen die Alm bewirtschaften, bis Letztere wieder ganz hergestellt sei.

„Ja, aber wenn man sonst irgendwie behilflich sein könnte?“

„Auch das noch?“ fragt der Bauer. „Habt ihr net schon genug getan, ihr drei an uns?“

„Was man für seinen Mitmenschen tut, ist niemals zuviel“, antwortet Franz. „Es gibt da ein Wort, weißt, Hochreiter. Ein Wort, das alles in sich schließt. Es heißt Kameradschaft. Und die wollen wir in Zukunft halten, auf Gedeih und Verderb, net wahr?“

„Ja, Franzl, wahr is!“

Impulsiv umklammert der alte Hochreiter die Hand des jun-

gen Jägers. Und in beider Blicke ist es zu lesen, daß alles, was einmal war, vergessen und begraben liegt. So nimmt dieses Brandunglück den Haß und die Feindschaft zweier Familien fort und verbindet sie in ehrlicher Freundschaft für alle Zukunft.

Es ist merkwürdig, wie schnell vierzehn Tage vergehen. Und es ist so viel geschehen in diesen vierzehn Tagen. Zu Anfangs gleich eine Feuersbrunst, die die Versöhnung zweier Familien brachte, dann auf die letzten Tage hin eine Verlobung, zu der auch die Hochreiterischen erschienen, bis auf Veronika, die an diesem Tage wieder wohlbehalten auf die Alm gezogen war. Zu der Verlobung war auch der Bächle-Sebastian, als ehemaliger Kompaniespegl, anwesend und er hätte sich sehr gefreut, wenn er bei dieser Gelegenheit einmal wieder seinen Leutnant gesehen hätte. Egon Heydenreich jedoch konnte an diesem Tage unmöglich abkommen, sandte aber dafür ein prächtiges Geschenk und versprach dafür, bei der Hochzeit, die nun endgültig im Herbst sein soll, anwesend zu sein.

Ja, und nun sind die vierzehn Tage um und Gisela soll nun wieder zurückkehren in ihre Heimat. Es ist nun alles festgelegt. Ein kleines Besitztum ist zu kaufen und das soll nun den Sommer über ausgebaut werden. Darinnen wollen sie wohnen und schaffen, die

zwei Alten und die zwei jungen Achleitner. Etwas muß Gisela haben, wohin sie die Kraft ihrer Jugend verströmen und ihre Kenntnisse verwerten kann. So sagte sie und es war allen so recht. Ins Försterhaus soll der Restler mit seinen vielen Kindern einziehen. Und so winkt die Zukunft hell und sonnenscheinig herein in das stille Tal.

So kommt nun der Tag der Abreise. Gisela hat es durchgesehen, daß Frau Achleitner mit ihr an das Meer fährt. Vater Thomas war zuerst höllisch dagegen, stimmte aber dann friedlich bei, als Gisela ihm ein wenig um den Bart strich.

Die Mutter, sagte sie, habe nun viele Jahre sich abgearbeitet und gesorgt und sie sollte nun einfach mit ihr kommen und sich erholen, droben in den Dünen, am Meer. Dann könnte sie später vielleicht auch verstehen, wenn das Heimweh nach dem Meer sie packen wolle. Man müsse nämlich verstehen, daß auch das Meer Gewalt genug habe, genau wie die Berge, einem Menschen, dem sie Kindheit und Jugend umrauscht, in liebevoller Erinnerung zu bleiben. Nur die Liebe zu einem Menschen wiegt das alles tausendfältig auf.

Da wurden die Alten Achleitners stolz und glücklich, daß jemand ihren Buben so lieb haben kann. Und dieser Jemand ist das Mädchen Gisela.

An einem Samstagabend fahren die beiden Frauen ab. Achleitner und Franz sind an der Bahn.

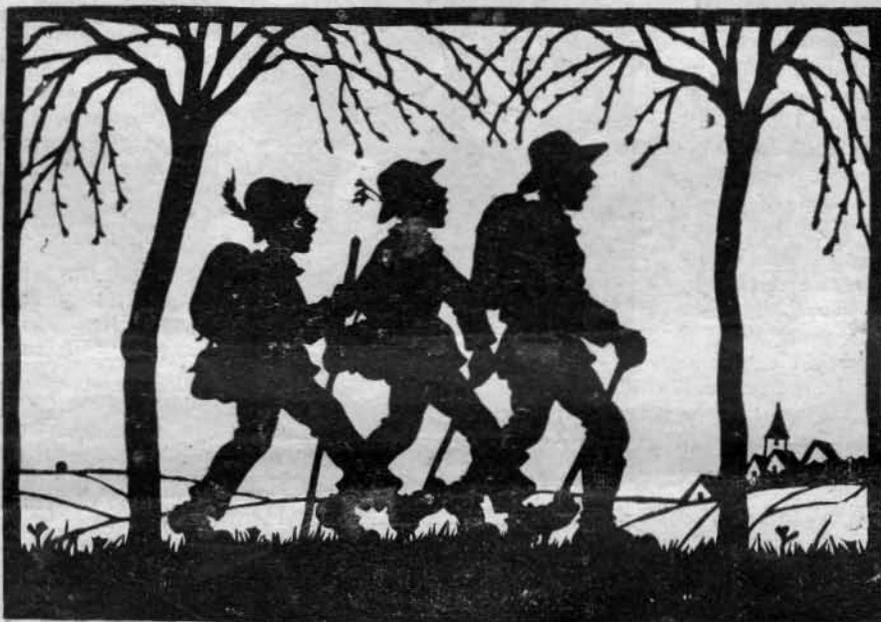
„Bleib mir gut“, flüstert Gisela Franz ins Ohr auf dem Bahnsteig und küßt ihn mitten auf den Mund, ungeachtet der vielen Leute, die anwesend sind.

„Ich vergiß dich net, Gisela.“

Der Zug fährt langsam an, verschwindet bald darauf hinter einer Waldschneise. Vom Dorf sieht man nicht mehr viel. Aber das hohe Wank leuchtet über dem dunklen Fichtenwald. Das hohe Wank, von wo der Ruf gekommen war um Mitternacht, der Ruf des Schicksals...

Auf dem Heimweg sehen sich Vater Achleitner und Franzl das Haus an, das bereits soviel wie erworben ist. Es braucht viel umzuändern. Gewiß, aber es wird dann heimisch sein, es wird ein neuer Geist einziehen.

In diesem Hause, am Fuß der Berge, werden Arbeit und Frieden wohnen, und ein Gott wird seine Hand schirmend halten über ein junges Glück.



„Das Wandern ist des Müllers Lust“.

(E.H.-Archiv)